

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 153.

Montag, den 5. Juli 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sallen.

(7. Fortsetzung.)

„Nun?“ fragte Kurt nach einer Weile neuerdings. „Ich bin nicht gewöhnt, in die Luft zu reden.“ — Sie antwortete immer noch nicht. Er stampfte mit dem Fuße. „Magda!“ — Ihr Gesicht blieb völlig unbeweglich, als sie nun ruhig sagte: „Schule dein Gedächtnis besser! Den Namen „Magda“ haben wir wohl hinter uns zurückgelassen. Es war ausgemacht, daß ich hier wieder meinen wirklichen Namen „Ellen“ führen sollte.“ — Er biß sich auf die Lippen und stieß hervor: „Ich vergaß im Zorn. Ellen, sei vernünftig, bringe mich nicht durch Launen auf! Wollen wir unser Zusammenleben hier gleich mit Zank beginnen?“ — Sie kam tiefer in das Zimmer und warf sich in einen Polsterstuhl. „Mit Zank?“ entgegnete sie scheinbar müde. „Fällt mir gar nicht ein. Ich habe ganz andere Dinge zu denken. Aber ich bin dir von vorn noch eine Antwort schuldig. Du sagtest, daß du dir ehrliche Mühe geben wolltest, mir die Einsamkeit so angenehm wie irgend möglich zu gestalten. Das ist nicht nötig. Ich rechne nicht auf deine Güte, wahrhaftig nicht. Ich will die Einsamkeit benutzen, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Ja!“ Sie richtete sich plötzlich gerade in die Höhe und sah ihn fest an.

Dieser Blick, noch mehr aber der eigentümliche Ton, in dem Ellen gesprochen, machten Kurt stuhlig. Er trat dicht vor sie hin. „Was sollen diese unklaren Andeutungen?“ Ein brutaler Klang erschien in seiner halbheiseren Stimme. „Etwas deutlicher, wenn's beliebt! Hast du etwas vor? Oder willst du mich nur in deiner bekannten Weise wieder ein wenig ärgern? Stelle meine Geduld nicht allzu sehr auf die Probe! Ich meine, du hast mir in den letzten Wochen Scherereien genug verursacht.“ — „Du solltest doch wissen, daß du mit Rücksichtslosigkeit am Allerwenigsten bei mir erreichst“, erwiderte sie mit herblicher Abweisung. Er lenkte ein: „Nun ja, entschuldige, ich habe mich unnötig ereifert. Ich weiß nicht, woran die Schuld liegt, vielleicht an der Umgebung. In solch ungewohnten Räumen“, er sah um und über sich, „die Ecken beengen und förmlich an den Kopf drücken, ist man wohl leicht ein wenig gereizt. Wir sind jedenfalls Beide aus diesem Grunde schlechter Laune.“ Er bot ihr mit gemachtem Lächeln zur Versöhnung die Hand. Sie schlug weder ein, noch sah sie auf, als sie in dem vorigen kühlen Ton sagte: „Ich bin nicht schlechter Laune. Deshalb erfülle ich auch gern deine Bitte und drücke mich deutlicher aus. Es bedarf nur weniger Worte.“

Draußen wurden Schritte laut. Herr Fischer kam, um sich zu verabschieden. Zugleich trat ein sauberes Dienstmädchen ein und brachte die Teemaschine. Eine andere niedliche Kleine, eine Art Jose, fragte nach den Befehlen des „gnädigen Fräuleins“. — Kurt Johnson war beim Öffnen der Tür mit gleichgültiger Miene an den Schreibtisch getreten, wo er einen Briefeschreiber aus rötlich-gelben Marmorwürfeln aufgenommen hatte, den er nun angelegentlich zu betrachten schien. Ohne seine Stellung zu verändern, entließ er den Kommissionsärz, während Ellen der Jose in das Schlafzimmer folgte, um die Reisefleider abzulegen.

Saum war Ellen in dem engen Raum mit dem Mädchen allein, so trat sie wie zufällig an das Fenster und meinte leichtsin: „Ah, welch schöne Aussicht dort droben! Wissen Sie wohl, wem sie gehört?“ — Das Mädchen nannte Waldows Namen. — „Ob ich's nicht herausgeföhlt habe“, murmelte Ellen vor sich hin, und fragte dann plötzlich ganz unvermittelt weiter: „Ist Besuch in der Villa?“ — Das Mädchen wußte genau, daß kein Besuch angekommen war. — „Also noch nicht da“, hauchten die schönen Lippen der seltsamen Fragerin. „Aber sie werden gewiß kommen — gerade jetzt.“ Sie ließ sich nun in ein schmudloses weißes Hauskleid hüllen, das ihr entzückend stand und trat wieder in den kleinen Salon, um am Teetisch die Wirtin zu machen.

(Nachdruck verboten.)

Als Ellen Kurt die Tasse über den Tisch reichte, sagte sie: „Wir wurden vorhin unterbrochen. Ich wollte dir sagen, daß ich einmal über mein Leben nachdenken will. Es regt sich oft ein solch unabweisbarer Ekel in mir, daß ich notwendigerweise zu sehen muß, wie ich mir für die Zukunft Ruhe verschaffe. Das ist alles.“ — Er bekam eine sehr rote Stirn und eine heftige Antwort schwebte auf seinen Lippen. Aber er bezwang sich, und während er noch ein wenig nervös an seinem hübschen schwarzen Schnurrbart zerrte, breitete sich ein frivoles Lächeln um seinen Mund aus. „Weißt du, was dich plagt?“ fragte er. „Die Vorboten der Langeweile sind's, die dich hier erwartet. Also ziehe nur immerhin meinen Vorschlag noch einmal in Erwägung — und versuch's mit mir als Gesellschafter!“

Der Ekel, von dem Ellen eben gesprochen, schien plötzlich während in ihrem Halse aufzusteigen. Sie erhob sich mit einer ungestümen Bewegung und schritt auf die Tür des Zimmers zu. Die Jose hörte sie kommen und öffnete. Eine glut rosigen Dichtung quoll aus einer an der Decke sich schaukelnden Ampel herein. Von dieser Lichtflut mit einem seltsam verklärten Schein übergoßen, wandte sich die hohe weiße Gestalt auf der Schwelle noch einmal um und sagte widerwillig: „Gute Nacht!“ — Der Mann dorten inmitten des Zimmers starrte mit heißen Augen nach der wunderschönen, feenhaft überstrahlten Frau hinüber. Das Blut schoß ihm plötzlich wild nach dem Herzen. „Geh noch nicht!“ stieß er hervor. Und da stand er auch schon neben ihr, griff um sie herum und warf die Tür ins Schloß. Von der Kante fort glitt sein Arm um ihren Leib. Heiß atmete sein Mund sie an. Hinter den vollen Lippen schimmerten die weißen Zähne. Sie begriff plötzlich und stieß ihn heftig von sich. „Ah, du bist wohl toll?“ —

Kurt hatte schon wieder Ellens Hand gefaßt und hielt sie fest wie in einem Schraubstock. „Sei keine Narrin!“ zischte er durch die Zähne. „Sieh, es wird dir hier an jeder Anregung, an jeder Zerstreuung fehlen. — Die Langeweile wird dich, die Umschwärzte, Gefeierte, umbringen —, und auch mir fehlt hier alles, was ich brauche, um mein Leben auszufüllen, — und — und da dachte ich, wärs für uns beide vielleicht gut, wir erinnerten uns endlich einmal daran, daß wir vor Jahren anders, ganz anders zu einander standen — da wars nicht nur der Vorzeil, der uns verband.“ — Ellen vermochte in ihrer Empörung nicht zu sprechen. Der erregte Mann aber fuhr fort: „Wenn wir früher all die Narren heimgeschickt hatten, Ellen, dann schlangst du deinen schönen Arm um meinen Hals, ich durste dich küssen — und — und ich weiß nicht, wies überhaupt gekommen ist, daß wir uns so fremd geworden sind. — ich habe es schon oft im Stillen bedauert, — es liegt wohl nur an dir — es be liebte dir auf einmal, dich so kalt, so zurückweisend zu verhalten, — der verlebte Stolz hielt mich ab, dir mit Bitten zu nahen, — und so — — aber heute bist du so schön, so schön! O, deine Blicke schrecken mich nicht! Ich lasse dich nicht! Ich liebe dich — und du sollst bei mir bleiben!“

Mit Rücksicht auf die Jose im Zimmer nebenan hatte Kurt alles in heiseren Flüstertönen herausgestoßen, aber gerade das hatte einen doppelt widerwärtigen Eindruck auf Ellen hervor gebracht. Vom Scheitel bis zur Sohle ging ein Zittern durch ihren schönen Körper. Zornbevend gebot sie: „Gib meine Hand frei! Du kannst nur toll sein, denn betrunken bist du nicht! — Das Verhängnis fettet uns aneinander — gut, mag's dauern, bis ein Tag kommt, an dem alle Rücksichten fallen! Aber bis dahin verbiete ich dir, mich mit Ehrlosigkeiten zu beschäftigen!“

(Fortsetzung folgt.)

Käthe.

Roman von H. Courths-Mahler.

(42. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das ist nicht so einfach, Käthe. Ich suche schon seit langer Zeit eine Art Sekretär für mich, der muß aber soviel Vorzüge besitzen, daß ich ihn kaum finden werde. Er muß klug sein, gewandt, fleißig und besonnen. Sympathisch soll er mir auch sein, weil ich ihn den ganzen Tag um mich haben möchte. Er müßte mich leicht verstehen und begreifen, damit ich nicht viel zu reden brauche, kurzum, ein Ausnahmemensch. Die gibt es aber sehr selten. Da muß ich eben allein schaffen.“

Er hatte ihr das alles erzählt, um einen unbefangenen Ton anschlagen zu können. Nun entstand eine Pause. Sie saßen sich stumm gegenüber und sahen sich an.

„Es ist so schnell gekommen mit deiner Mutter,“ sagte sie leise.

„Ja, ich hätte sie gern noch einmal gesehen. Wenn ich sie so still auf ihrem letzten Lager liegen sehe, meine ich, ich hätte ihr viel abzubitten.“

„So ging es auch mir, Helmut. Das Leben lernt uns die eigenen Fehler erkennen. Dagegen verblaffen die der anderen.“

„Das klingt für ein so junges Weib, wie du bist, so resigniert. In deinen Jahren fordert man noch, ohne viel an das Leben zu denken.“

„Das kommt wohl auf die Umstände an.“

Er sah ihre Hand.

„Käthe, du hast das Glück nicht gefunden, das du suchen suchst?“

Ein atemloses Forchten durchdrang sein Wesen. Sie sah ihn mit ernsten, leidvollen Augen an.

„Nein,“ sagte sie schwer, „ich griff zu hoch, verlangte zu viel. Da blieb meine Hand leer. Aber solch ein Glück, wie ich es mir erträumte, gibt es wohl nicht. Man muß sich bescheiden lernen. Und viel Schönes und Gutes ist doch mein geworden. Deine Freundschaft zuerst. Dann eine Arbeit, die mir Frucht bringt in doppelter Beziehung: klingenden Lohn und innere Befriedigung. Das ist viel, und dir danke ich das, wie manches Gute im Leben. Auch Menschen habe ich draußen gefunden, die mir wert geworden. Ich schrieb dir von Bertholds und dann vor allem von Kertner. Er hat mich gefördert, ihm danke ich viel von meinem inneren Heranreifen. Trotz allem lebe ich erst, seit ich von hier fort bin.“

„Und dein Mann, von ihm sagst du nichts, du schreibst mir auch wenig von ihm.“

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah starr von sich hin. Er blidte voll heißer Unruhe in ihr süßes, trauriges Gesicht.

Dann richtete sie sich auf, als wollte sie Schweres abschütteln.

„Was ich dir von ihm hätte schreiben können, wäre zu viel gewesen oder zu wenig. Er ist nicht allein schuld, daß wir uns auseinander leben. Ich will ihn nicht anklagen. Ich habe ihn zu einem Gott machen wollen, und er ist nur ein Mensch. Was ich einst für ihn gefühlt habe, hindert mich nun, ihn zu lieben, wie er ist. Unsere Ehe ist ein Jertum, an dem wir beide zu tragen haben. Ich habe ihn ebenso wenig glücklich gemacht, als er mich.“

„Du liebst ihn nicht mehr?“ fragte er mit heißer, zitternder Stimme.

„Ich liebe ihn nur, so lange er dem Bilde gleich, das ich mir in törichter Mädchenschwärmerei von ihm geschaffen.“

„Und warum gehst du nicht von ihm? Wer zwingt dich, dieses Jertum aufrecht zu erhalten, nachdem du ihn erkannt?“

Er fragte es mit mühsam erzwungener Ruhe. Sie ahnte nicht, welcher Sturm in ihm tobte.

„Warum? Weil es meine Pflicht ist, bei ihm auszuharren. — Doch nun genug von mir — sorg' dich nicht um mich — ich sage wie du: das Leben bietet auch ohnedies des Guten und Schönen viel. — Ich höre die anderen kommen. Laß uns zu meiner Mutter gehen.“

Sie ging voran. Er folgte ihr und dachte: „Welch eine Hardtenkende, starkgeistige Frau ist aus dem schwärmerisch veranlagten Mädchen geworden.“ Und zu seiner heißen Liebe gesellte sich Bewunderung. Jetzt, da er sie wiedergesehen, empfand er erst ganz, was sie ihm war, und von neuem durchwühlte ihn der Schmerz um ihren Verlust. Es war ihm unsagbar schwer geworden, sich nicht zu verraten, und wenn Käthe nicht durch seine damaligen Worte über seine verlorene Liebe irregeleitet worden wäre, hätte sie sicher Argwohn geschöpft.

Nach der Beerdigungsfeier, an der alle Bekannten teilgenommen hatten, war Käthe wieder mit Helmut in das Haus ihres Onkels zurückgekehrt. Der alte Herr sah steif und unbeweglich im Wohnzimmer, als sie nochmals zu ihm trat.

„Onkel Karl, wenn du es wünschst, bleibe ich einige Tage hier, bis du über das Schlimmste hinweg bist,“ sagte sie mit warmer Dringlichkeit.

Er sah an ihr vorbei.

„Nein, — ich danke dir — es ist nicht nötig.“

Da trat Helmut heran mit den Worten:

„Du solltest Käthes Anerbieten annehmen, Vater. Ich muß in zwei Stunden wieder nach Berlin zurück, dann bist du ganz allein.“

„Eine ist ja da. Und Albert und Johanna kommen am Abend. Tagsüber bin ich im Kantor. Käthe soll ruhig wieder abreisen.“ Das klang alles so kühl und ruhig.

Die beiden jungen, warmblütigen Menschen sahen sich an, und eines sahte instinktiv des anderen Hand, als sollten die warmen Finger der starren Kälte wehren, die von dem alten Herrn ausging.

War er denn wirklich so kühl und gelassen, wie er sich den Anschein gab? Galt es ihm so wenig, daß seine Lebensgefährtin, die fünfundsiebzig Jahre an seiner Seite zurückgelegt hatte, von ihm gegangen war? Wer konnte ein Menschenherz ergründen, das sich mit einem starren Panzer umgeben hatte?

So beschloß Käthe, sofort wieder abzureisen. Ihr Zug ging eine Viertelstunde früher als der Helmut's. Sie gingen miteinander zum Bahnhof, nachdem sie sich von Karl Modest verabschiedet hatten.

Sie sprachen noch dieses und jenes in ruhig freundschaftlicher Weise. Dann sagte Helmut plötzlich, tief Atem holend:

„Es mag ein Unrecht sein, Käthe, aber ich bin froh, daß ich wieder fort kann. Wie ein Alp liegt mir die Luft des Vaterhauses auf der Brust. Es ist fürchterlich, daß mein Vater selbst bei diesem Anlaß nicht zeigte, daß er ein warmschlagendes Herz besitzt.“

Käthe nickte.

„Ja — ich fühle wie du. Ihr seid einander sehr unähnlich, du und dein Vater. Es macht so traurig, wenn man sich müht, Einlaß in solch ein starres Herz zu gewinnen und nur verschlossene Türen findet. Warum sind nur die Menschen so verschieden geartet?“

Langsam schritten sie dahin, jedes den eigenen Gedanken folgend und doch von der Ueberzeugung erfüllt: „Wir beide sind von gleicher Art, wir gehören zusammen und verstehen uns auch ohne Worte.“

Und dann kam das Scheiden.

Käthe sah in ihrem Kroupe, und ihr süßes, blaßes Gesicht war dicht vor ihm. Die roten Lippen lockten und leuchteten, und die schönen Augen sahen ihn so herzlich an.

„Leb wohl, Helmut. Wir schreiben uns doch auch in Zukunft fleißig? Und du sorgst mir für Arbeit?“

„Ja, Käthe — liebe kleine Käthe — und — vergiß nicht — wenn du einen Freund brauchst — ich stehe mit allem, was ich bin und habe, zur Verfügung.“

Sie drückte seine Hand.

„Guter Helmut — mein lieber treuer Freund, ich danke dir.“

Aber sie küßte ihn nicht zum Abschied. — Der Zug fuhr davon. Aug in Auge blieben sie, bis sich ein Schleier über ihre Blicke legte.

Helmut stand noch so, als der Zug längst verschwunden war. Dann raffte er sich auf und warf den Kopf zurück in seiner alten energischen Weise.

„Nun frisch an die Arbeit. Fort mit allem, was weich und schlaff macht. Ein rechter Mann wird auch damit fertig.“

Aber Käthes süßes Gesicht ließ sich nicht verschonen, es stand vor seinem inneren Auge und wich dem festen Willen nicht.

Es war fast neun Uhr, als Käthe nach Hause kam. Zu ihrem Erstaunen sah sie von unten, daß die Zimmer erleuchtet waren. Wohl wußte sie, daß Georg nicht zu spielen hatte an diesem Abend. Aber sie hatte nicht geglaubt, ihn daheim zu finden.

Langsam schritt sie die Treppe hinauf, es eilte ihr nicht mit der Heimkehr.

Leise öffnete sie die Vorjalousie. Vielleicht war er, wie so manchemal, auf dem Diwan eingeschlafen. Wenn er dann geweckt wurde, war er unmutig.

(Fortsetzung folgt.)

Eine verschwundene Größe.

Esjae von Dr. Reinhold Glünther.

Die Seeromane, die vor einem halben Jahrhundert etwa das Entzücken der „reiferen Jugend“ Deutschlands ausmachten, handelten zum guten Teile von dem Leben an Bord der Walfischfänger. Heute sehen wir uns vergebens nach solchen Schilderungen um, denn der nordische Walfisch wird von deutschen Seeleuten kaum mehr gejagt und sein Gerippe bildet höchstens noch ein wenig bewundernswertes Schaustück binnenländischer Messen.

Einzelne Nachrichten über die von den Normannen an den Küsten Norwegens und Schwedens betriebene Walfischfängerei reichen bis in die Zeiten der Karolinger zurück. Noch Jahrhunderte später tummelten sich die Wale an der französischen Küste und in der südlichen Nordsee, wo ihnen namentlich Portugiesen und Basken nachstellten. Die Hanseaten hingegen betrieben den Fang nicht selbst, sondern bezogen Tran und Fischbein auf dem Tauschwege aus Island, bis Christian IV. von Dänemark zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Islandhandel verbot. Inzwischen hatten die praktisch-geographischen Entdeckungsfahrten der Briten und Niederländer den Weg zu den reichen „Jagdgründen“ im Eismeer gewiesen und rüstig ging die unternehmungslustige Großfischerei dieser beiden Seemächte seit dem Ende des 16. Jahrhunderts daran, „de goomdyn van het Noorden“ gehörig auszuheuten. Erbarmungslos wurde von jetzt ab den Meeresriesen nachgestellt, denn der als Beleuchtungsstoff und als Mittel zur Lederzubereitung viel geforderte Tran stellte ein kostbares Kaufmannsgut dar.

Von der Faktorei Smeerenberg aus, die unter dem 73 Grad nördlicher Breite auf der bei Spitzbergen gelegenen Insel Amsterdam um 1600 errichtet wurde, und in der jährlich während guter sieben Monate Tausende von Menschen wohnten, betrieben die Niederländer den Fang. Ihnen folgten zwischen 1615 und 1625 Hamburger und Bremer, um „in so grausam kalten Landen Nahrung zu suchen.“ Das kostbare Wild ward jedoch von den unvernünftig vorgehenden Jägern bald nach dem hohen Norden verjagt. Schon um 1650 mußten die Schiffe über den 80 Grad nördlicher Breite vordringen, wenn sie genügender Beute sicher sein wollten. Die Hamburger Walfischfänger fanden ihr Gebiet hauptsächlich an der Ostküste Grönlands. Sie verstanden es auch, es gehörig zu entvölkern. Zwischen 1671—73 z. B. fuhren 83 Hamburger Schiffe dorthin, die jährlich 7 bis 11 Wale erlegten. Den Rekord schlugen „Der vergulde Falk“, der in dreizehn Jahren 115 Tiere, „de Liefde“, der in zwölf Jahren 98 und „de witte War“, der in acht Jahren 73 fang und ausbeutete. Selbstverständlich war das Ergebnis nicht immer ein gleichmäßiges, es kam vor, daß Schiffe ebenso leer in die Elbe wieder einfuhren wie sie ausgefahren waren. Daraus entstanden dann allerlei Ballisements, so namentlich anno 1688 und 1689, in denen durchschnittlich nicht ein Wal auf ein Schiff entfiel. Dagegen hatten die Hanseaten nur verhältnismäßig wenige Seeunfälle zu verzeichnen; von den 1749 hamburgischen Walfischfängern, die im Laufe des 17. Jahrhunderts im Eismeer kreuzten, gingen im ganzen nur 56 verloren.

Es mag Wunder nehmen, daß die Niederländer, die den Briten den Wettbewerb eifrig und mit den Waffen in der Hand bestritten, die Hanseaten ruhig gewähren ließen. Das Rätsel löst jedoch die Tatsache, daß die Niederländer so gut wie die Hamburger und die Bremer die Walfischfänger ausschließlich aus friesischen und schleswig-holsteinischen Mannschaften rekrutierten, die sich gegenseitig natürlich nichts zuleide taten. Namentlich Föhr und Sylt entsendeten die kühnen Grönlandsfahrer. Je im Frühjahr segelte die „holländische Flottille“ mit etwa tausend Mann aller Altersklassen an Bord nach Amsterdam, wo sie alle reichliche Beschäftigung fanden. Ein guter Teil von ihnen, der die in der Heimat bestehende Navigationschule besucht hatte, fand Anstellung als Kapitän oder Steueremann, und wenn das Glück ihnen wohlwollte, so waren sie nach etwa dreißigjährigem Schiffsdienste gemachte Leute, die in der Heimat ein behagliches Leben führten, indes die Söhne dem von den Vätern gegebenen Beispiele folgten.

Innerjohrene, wetterfeste Gesellen mußten es sein, die sich dem gefährvollen Berufe widmeten. Denn außer den Schrecken des Aufenthalts im Eismeer, den Unbequemlichkeiten, die das Leben an Bord bei einer Ueberwinterung mit sich brachte, und der rauen unjauberen Arbeit, die Jagd und Ausnutzung des Wals forderten, mußte man sich zu Kriegszeiten noch der Kaper erwehren, die gerne die reiche Beute fortschleppten. Hamburg besaß zwar schon seit 1609 zwei dreimastige Kriegsschiffe, den „Leopoldus Primus“ und „Hamburger Wappen“, die als „Conveyer“, d. h. als bewaffnete Begleiter für die Kaufahrteiflotte dienten,

aber das war auch alles. Dennoch trug der „Leopoldus Primus“ im September 1678 unter Führung des Hamburger Admirals Karpfanger bei Helgoland einen Seesieg davon, der gerechtes Aufsehen erregte. Von Grönland her geleitete er 53 Segel mit 513 Fischern in die Heimat. Nahe der Elbmündung überfielen ihn fünf französische in Dünkirchen ausgerüstete Kaper, von denen der größte 38 Kanonen führte. Zwölf Stunden dauerte der Kampf, an dem sich auch die Walfischfänger beteiligten, soweit ihnen dies möglich blieb. Zwei der Franzosen sanken, die übrigen entkamen mit rund fünfzig Mann Verlust. Karpfanger aber, der der Vaterstadt Hunderttausende gerettet hatte, empfing von seiner vorgesetzten Behörde eine 300 Taler ausmachende „Verehrung“.

Diese Kleinlichkeit zeigte sich auch in den Verhandlungen mit Dänemark wegen der Grönlandsfahrrerei. Hatte man sich schon vor Christian IV. gebeugt, so verneigte man sich nun wiederum, als Christian V. verbot, „unter was preisz es wolle, solche Fahrten auf Unseren Strömen für vermesstes Grönland und andere Unserer Landen und Inseln ohne Unsere allergnädigste Pässe und Zulassung fortzusetzen.“ Hamburg ersuchte den schwedischen Karl XI. um „erbarmende Hilfe“ und Bremen unterwarf sich der unbedingten Forderung des Dänentönigs. Da dieser aber durchaus nicht im Stande war, die Kontrolle gehörig durchzuführen, so blieb die hanseatische Grönlandsfahrrerei in der Tat unbehelligt.

Die britische Walfischfängerei arbeitete trotz aller Vorrechte, die man ihr seitens der Regierung einräumte, bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit Verlust. Erst als der wegen Bankrotts aus seiner Vaterstadt Bremen entwichene Heinrich Gelsing um 1725 in London die sogenannte Südsee-Kompagnie mit 25 Fängerschiffen begründen konnte, schien die Großfischerei aufzuleben. Doch gewannen nur die zur Bemannung der Fahrzeuge herangezogenen Friesen bei dem Geschäft; sie machten bis 1732 einen Bargewinn von 80 000 Talern, indes die Gesellschaft nach großen Verlusten sich auflöste. Nun legte sich die britische Regierung ins Mittel; sie bewilligte jedem Schiffe von über 200 Tonnen Gehalt, das auf den Walfischfang auszog, 20 Schillinge Prämie auf jede Tonne, welche Summe 1749 sogar verdoppelt wurde. Das ergab für die Zeit von 1750 bis 1769 eine Totalausgabe von 631 261 Pfund Sterling. Kaum wurde nun die Prämie herabgesetzt, so sank auch die Zahl der Walfischfänger um die Hälfte. Dann führte man das Statut von 1749 wieder ein und erhielt es mit einem Gesamtanwachs von 2½ Millionen Pfund Sterling bis zum Jahre 1824, aber das Ergebnis blieb ein ganz geringes gegenüber dem von den Hanseaten erreichten, die von 1750 bis 1769 ihre für das Eismeer bestimmte Schiffszahl um 113½ Prozent zu steigern vermochten, obwohl sie nicht nur keine Prämien bezogen, sondern im Gegenteil große Abgaben zu leisten hatten.

Den Höhepunkt erreichte die deutsche Walfischfängerei zu Beginn des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts. Noch 1794 befuhren neben 55 holländischen Schiffen, 26 Hamburger, 6 Bremer, 2 Etaber, 8 Altonaer und 12 Glückstädter die arktischen Meere. Die veränderten politischen Verhältnisse in Europa vernichteten das einträgliche Gewerbe. Namentlich war es die napoleonische Kontinentalsperre, die das weitere Ausfenden von Schiffen verbot. Nun bemächtigte sich England der Reste der europäischen Walfischfängerei. Die Holländer und Friesen gingen auf diese Pläne des Inselreiches ein, das auf kurze Zeit Alleinherricher in den arktischen Meeren ward. Von 1810 bis 1818 entsendete es nicht weniger als 1165 Schiffe nach Grönland, aber im Jahre 1830 nur noch 91, 1868 lediglich 30 und seit etwa zwei Jahrzehnten überhaupt keines mehr. Das Königreich der Niederlande hoffte noch 1815 vergebens die ihm von Napoleon geraubte Walfischfängerei durch ein wohlbedachtes Prämiensystem neubeleben zu können. Schon 1828 gab man alle Grönlandsfahrrerei auf. Die Hanseaten befuhren die eisigen Fischereigründe regelmäßig noch etwa Jahrzehnte später. Aber der Fang wurde immer weniger ergiebig, die begehrten Meeresungeheuer verschwanden ganz auffallend rasch, und diese sehr leicht zu erklärende Tatsache gab den Anlaß, das Jahrhundert hindurch betriebene Gewerbe einzustellen.

Wetterpropheten.

Von E. Syllwasschy.

Wenn auch im allgemeinen an den Pfingstfeiertagen schönes Wetter erwartet und ebenso ein „weiches“ Weihnachtsfest gewünscht wird, so wird doch dem Wetter im ganzen Jahre nicht so viel Aufmerksamkeit gewidmet, als gerade zur Ferien- und Reisezeit. In diesen Tagen werden alle Instrumente wie Barometer, Thermometer usw. sorgfältig studiert. „Dem einen zur Freud“ —

dem andern zum Leid" — könnte man dann recht oft sagen, wenn man die enttäuschten Gesichter der Ausflügler und Touristen an einem Regentage betrachtet. Partien und Spazierfahrten müssen, zum Bedauern der Beteiligten, verschoben werden. Während dem man hierüber seinem Unmut oder gar Kummer Luft macht, schaut der Landmann dankbar hinauf zu dem bleigrauen Himmelsge- wölbe.

Von Regen- oder gar Hagelschauern überrumpelt zu werden, gehört natürlich nicht zu den Annehmlichkeiten und durch die Launen des Wetters ist man denn vorsichtig geworden. Man wendet sich daher zunächst an die Wetterpropheten, die für den folgenden Tag maßgebend sind. Ein früher als Autorität betrach- teter Wetterverkünder ist der Laubfrosch. In letzter Zeit ist er jedoch arg in Mißkredit gekommen, weil er sich erlaubt hat, auch bei schlechtem, oder besser gesagt, vor dem Eintreten von schlechtem Wetter, auf den obersten Sprossen seiner Leiter zu sitzen. Man sieht, daß selbst ein Laubfrosch seine Launen hat — ja, es ist über die Gewissenlosigkeit dieses Wetterverkünders schon viel ge- schimpft worden. Ueber sein unzuverlässiges Verhalten erzählt man sich viele amüsante Geschichten. So berichtet man von einem reichen Herrn, daß er morgens stets zuerst nach seinem Laubfrosch sah und nach dessen Benehmen seine Tageslaune ein- richtete. Der Diener, der unter der schlechten Laune seines Herrn am meisten zu leiden hatte, haßte gar bald den bösen Wetter- propheten und kam auf den genialen Gedanken, jeden Morgen, bevor sein Herr aufstand, warmes Wasser in die Behausung des grünen Frosches zu gießen. Der Frosch kroch dann stets auf die oberste Sprosse und verkündete stets schönes Wetter. Er kam dann wegen seiner zutage tretenden Unzuverlässigkeit bald in schlechtes Ansehen und wurde zur Wetterorientierung nicht mehr zu Rate gezogen. Ferner sind als Wetterpropheten die Schwalben be- kannt. Sie fliegen bei gutem Wetter sehr hoch und vor dem Ein- tritt von Regenwetter dicht auf der Erde. Dieses Verhalten er- klärt sich durch den Aufenthalt der Insekten, die bekanntlich vor jedem Regenwetter dichter über der Erde schwirren. Man führt dies auf den Feuchtigkeitsgrad der Luft zurück. Durch die Luft- feuchtigkeit funktionieren ferner die bekannten Wetterhäuschen, wo Männlein oder Weiblein vor die Türe kommen.

Die Drehung des Steges, auf dem die Figuren angebracht sind, wird durch eine Darnsaite bewirkt. Darnsaiten dehnen sich durch feuchte Luft aus und ziehen sich durch trockene Luft zu- sammen, weshalb auch die Musiker die Saiten der Violinen usw. außer der Gebrauchszeit der Instrumente stets lodern.

Auch das menschliche Haar wird in ähnlicher Weise von der Witterung beeinflusst. Während es bei trockener Luft gekräumt resp. gekräuselt ist, streckt es sich, sobald die Luft feuchter wird. Die Damenwelt beklagt diese Erscheinung ganz besonders, denn es kommt häufig vor, daß sich die schönsten Locken bei Regenwetter oder in feuchter Luft lösen. Man könnte also auch die Locken- frisuren unserer Damen als Wetterpropheten in Betracht ziehen, aber ihre Prophezeiungen treten erst ganz kurz vor dem Regen — also zu spät — in die Erscheinung.

Dagegen ist der Saufureische Haarhygrometer mit einem etwa 25 Zentimeter langen Menschenhaar konstruiert, das durch seine Ausdehnung oder Zusammenziehung, infolge der Luftfeuchtigkeit, den Feuchtigkeitsgehalt in Prozenten anzeigt.

Während der Thermometer zur Messung der Luftwärme dient, zeigt das Barometer den Luftdruck an. Nach dem Fallen oder Steigen des Luftdruckes läßt sich das eintretende Wetter näher be- stimmen.

Damit ist die Reihe der Wetterpropheten jedoch noch nicht erschöpft. Es gibt kleine, zierliche Mädchenfiguren, die sind auf einem Stückchen Kartonpapier befestigt und haben ein gar zier- liches Röcklein von Krepppapier an. Dieses Röcklein verändert auf geheimnisvolle Weise seine Farbe nach dem Wetter. Heute sieht es vielleicht noch hellblau aus, und wird bis morgen schon rosa- farbig. Die fonderbare Veränderung beruht auf der hykroskopischen (d. h. wasseranziehenden) Eigenschaft des Chlorlithaltes, mit dem die Mädchen präpariert sind. Bei schönem Wetter sehen die Wunderköcklein hellblau aus, wird dagegen die Luft feuchter (wie das vor jedem Regen der Fall ist), so zieht das Chlorlithal die Feuchtigkeit der Luft an sich und färbt sich dadurch rosa. Diese Wetterpropheten tragen deshalb auch die Aufschrift: „Blaue Rock- farbe = Schönes Wetter, rosa Rockfarbe = Regen.“

Auf die gleiche Art werden wetterprophezeiende Blumen und Bilder hergestellt.

Außerdem gibt es noch kleine Wettergläschen. Das sog. Pa- rostop (fälschlich Baroskop genannt). Es besteht aus einer Glas- röhre, die auf einem Brettchen, ähnlich wie ein Thermometer, befestigt ist. In der Glasröhre befindet sich eine kristallartig schimmernde Flüssigkeit, die sich dem Wetter entsprechend ver- ändert. Es handelt sich dabei um zwei Lösungen, die gemischt werden. Die erste Flüssigkeit ist eine Auflösung von Chlorammon und Kalinitrit in Wasser. Werden beide Lösungen gemischt, so scheidet sich in der Mischung eine lockere Kristallmasse aus. Die Ausscheidung ist bei schlechtem Wetter locker, flodiger, sie zieht sich von oben bis unten durch das ganze Glasröhrchen. Bei schönem Wetter erscheint die Kristallmasse fester und füllt nur den unteren Teil des Glasröhrchens aus, während über der Ausscheidung eine klare Flüssigkeit steht. Die Wirkung dieses Wettergläschens be- ruht darauf, daß sich bei feuchter Luft mehr Kampfer als unlöslich abscheidet, während dieser bei trockener Luft in der Flüssigkeit fast ganz gelöst bleibt.

Zuletzt sind an den Wetterprophezeiungen auch die Pflanzen beteiligt. Die Geranium- und Erodiumarten besitzen stark hykro- scopische Grannen (Griffel), die man zur Wetterverheißung be- nutzt. Die Griffel werden spiralförmig aufgewickelt und im Mittelpunkt einer Papierstala, die eine barometerartige Einteil- lung der Witterungsverhältnisse zeigt, befestigt. Der Griffel widelt sich in feuchter Luft auf und zieht sich in trockener Luft zu- sammen. Das Ende schwebt dadurch wie ein Uhrzeiger über der Stala und zeigt das eintretende Wetter durch die Bezeichnung des Skalafeldes an. Zu solchen „Vegetabilischen Barometern“ werden speziell die Griffel von Erodium grinum und Erodium moschatum (sog. Reiherschnabel) benutzt. Ähnliche Beeinflussung vom Feuchtigkeitsgehalt der Luft zeigt auch der wilde Hafer (Avena fatua), sowie das Federgras (Stipa pennata).

Zu erwähnen sind an dieser Stelle noch die sog. meteorischen Blumen, die sich durch die Witterungsverhältnisse, also durch feuchte und trockene Luft, öffnen und schließen. Daraus ist auch das Aufblühen der als Kuriosität bekannten „Rose von Jericho“ zurückzuführen.

Regenanzeigende bezw. prophezeiende Symptome treten schließlich in jeder Küche in die Erscheinung. Jede Hausfrau weiß, daß das Kochsalz vor dem Eintritt von Regen feucht wird, was ebenfalls auf die Luftfeuchtigkeit und die Hykroskopizität (Feuchtigkeitsanziehung) des Salzes beruht. Eine weitere, weniger bekannte, Erscheinung ist das Glimmen des Ofenröhres unter Kochesseln und Bratpfannen. Der anhaftende Ruß glüht vor dem Eintritt von Regen am Boden der Kessel oder Pfannen noch längere Zeit nach der Abnahme vom Feuer.

Offenlich zeigen alle Wetterpropheten für die Reisefaison, das was sich jeder zur Verbindung seiner Urlaubstage wünscht, — „schönes Wetter!“

Rätselaufgabe.

Lösung der Skatenaufgabe.

Der Spieler muß bei Grand jederzeit bis mindestens 68 kommen, gleichviel wie die Karten auch verteilt sein mögen. Die Rechnung ist sehr einfach. Der Spieler macht 6 Stiche, bei denen er schon durch seine Karten 46 erhält. Von den Gegnern müssen 12 Karten fallen, außer den beiden Jungen (= 4) noch 10 Karten. 12 leere Blätter gibt es in der ganzen Karte, 4 davon hat der Spieler in der Hand und 1 Blatt geht ab für den Stat, so daß höchstens 7 leere Blätter in Betracht kommen; drei Blätter müs- sen demnach Augenarten sein, also mindestens $3 \times 3 = 9$ einbrin- gen. Den dK drückt der Spieler und hat also $46 + 4 + 9 = 68$.

Richtige Lösungen sandten ein: Andreas Keller-Wiesbaden; Eduard Köppler-Biebrich, Kurt Sulger-Wiesbaden, Elsa Gay- mann-Wiesbaden, Thella Goherr-Langenschwalbach, Fritz Schuster-Wiesbaden, Emil Kanzler-Wiesbaden, J. Meyer-Bie- rich, Felix Verwordt-Wiesbaden, Anton Greif-Wiesbaden.

Verrierbild.



Da kommt die Muhme, sie will mir helfen!

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reibold in Wiesbaden.